

1890

1889/



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfa. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfa. zu beziehen.



— Befolgen Sie meinen Rath, Louischen: Lieben Sie viel und es wird Ihnen viel vergeben werden.



## Alicens Hochzeit.

Eine  
Ehligkeits-Geschichte.

Von  
Jean qui rit.

### I.

Als der alte Fürst von Forchttenstein um die Hand der achtzehnjährigen Alice von Stillfried warb, machte er sich gewiß keine Illusionen. Er sah zwar noch recht rüstig aus, ging stramm einher und trug den dichten, grauen Schnurbart flott aufgezwickelt; aber er gestand seine 68 Jahre ein und war vollkommen im Klaren darüber, was ihm an physischen Kräften noch übrig geblieben war.

Alice war eine vermögenslose Waise, die von einer alten, frömmelnden Tante erzogen ward und dazu bestimmt schien, unbeachtet im Dunkel zu verkümmern. Unter so bewandten Umständen betrachtete die Tante die Werbung des Fürsten als einen außergewöhnlichen Glücksfall und hielt es für eine gute That, wenn sie dem schönen Kinde den Weg zu einem glanzvollen Leben bahnte, wofür Alice nichts weiter zu thun hatte, als mit ihrer Jugend ein wenig das Alter des Fürsten zu erwärmen. Dieser werde übrigens — so versicherte die Tante — gut und liebenswürdig und zuvorkommend sein, werde seine junge Frau mit einer väterlichen Zärtlichkeit behandeln, daß sie vollkommen glücklich sein und nichts weiter begehren wird. Ueberdies werde er wohl in nicht sehr ferner Zeit ins Jen-seits übersiedeln und Alice frei und reich zurücklassen.

Alice, das naive Kind, das nichts vom Leben kannte, fügte sich wortlos dem Willen der Tante, als ob es sich um die Wahl eines Buches oder einer Kleidsfarbe gehandelt hätte.

Nach der Trauungs-Zeremonie reiste man nach Schloß Forchttenstein ab, wo die Neuvermählten ihr Eheglück zu verbringen gedachten. Während der Zug dahineilte, saß die kleine Fürstin in ihren Reisemantel eingehüllt da, ein wenig zerstreut und träumerisch, an dem Geplauder des Fürsten nur mit ein-silbigen Bemerkungen sich betheiligend.

— Was ist Ihnen denn, liebste Freundin? fragte endlich der Fürst, indem er mit einer fast väterlichen Zärtlichkeit ihr die Hand drückte.

— Sie sind so göttig . . . daß ich Ihnen wohl vertrauen darf . . . Meine Tante ist schuld an meiner Verstimmung . . .

— Ah! Was hat sie denn gethan, Ihre Tante?

— Denken Sie sich: als ich Abschied nahm, begann sie bitterlich zu weinen und sagte, daß sie, da ich keine Mutter habe, verpflichtet sei, mir gewisse Rathschläge zu ertheilen. Sie empfahl mir, über nichts zu erstaunen, was immer sich auch

ereignen möge und mit Ergebung die Prüfungen der Ehe zu ertragen. Sind denn diese Prüfungen so schrecklich?

— Aber nein, liebes Kind! beruhigen Sie sich! Sie haben nichts zu fürchten!

Und während der arme Fürst in dieser Weise bemüht war, seine junge Frau zu beruhigen, wüthete er im Innern. Was hatte diese Tante es nöthig, vor Alice von „Prüfungen“ zu reden? Er hatte die Absicht gehabt, seine junge Frau einfach als Freundin, als Kameradin zu behandeln, und war nun in Folge der Indiskretion der Tante genöthigt, eine „Prüfung“ zu vollziehen!

Man kam auf Schloß Forchttenstein an, die junge Frau völlig beruhigt, der Fürst sehr kleimlaut.

Nach einem herzlichen Geplauder im großen Salon, vor dem Kamin, erhob sich der Fürst um elf Uhr und geleitete seine junge Frau in das Schlafzimmer. Hier ließ er sie vor dem Kamin Platz nehmen, in welchem ein lustiges Feuer prasselte, küßte ihr galant die Hand und empfahl ihr sich zu entkleiden, wobei er ihr ankündigte, daß er in Bälde zurück-zehren werde, um den ehelichen Akt zu vollziehen.

### II.

Fröstelnd und nicht ohne ein leises Herzklopfen saß die kleine Fürstin vor dem Kamin und harrete ihres Herrn und Gebieters. Das Peignoir aus Crêpe de Chine, das ihren jugendlichen Leib einhüllte, gestattete an den richtigen Punkten einen Einblick und ließ schmale Streifen ihrer feinen Haut sehen, auf welche die Flammen des Kaminsfeuers ihren rosigten Schein warfen.

Plötzlich vernahm sie ein leises Geräusch und wandte den Kopf um. Es war der Fürst, sehr korrekt in seinem Nachthemde von cremefarbener Seide und einem Hausanzug von blauem Molleton. Mit ernster Miene bat er seine junge Frau, sich zu erheben; dann löste er die Knöpfe ihres Peignoirs und die Bänder ihres feinen, spigenbesetzten Battisthemdes, so daß beide Kleidungsstücke auf den Teppich hinabglitten, worauf die arme Fürstin, in ihrer maßlosen Verwirrung ihr Antlitz hinter dem erhobenen Arme verbergend, in jener reizenden Pose dastand, welche aus dem Gemälde „Phryne vor ihren Richtern“ allgemein bekannt ist.

Geblendet stand der Fürst vor dem herrlichen, marmorweißen Körper, der gleich einer Statue vor ihm aufgerichtet war. Seine Ohren begannen zu sausen und einen Augenblick — aber nur einen einzigen Augenblick — dachte er daran, zu seinen letzten Kräften Zuflucht zu nehmen. Dann aber dachte er an das Nachher, an den morgenden Tag und — scheuchte jeden thörichten Gedanken von sich.

Einen Augenblick schloß er die Augen, wie ein Mensch, der einen letzten Entschluß faßt; dann zog er unter dem Arm einen allerliebsten, kleinen, kurzstieligen Staubwedel aus blauen und rothen Federn hervor und begann sehr ernst und sehr sorgfältig den nackten Leib der Fürstin abzustäuben. Mit zitternder Hand und gierigen Augen folgte er den Contouren dieses herrlichen Leibes, indem er mit dem weichen, fieselnden Strich des Staubwedels die Höhen erstieg und auch die Niederungen aufsuchte, wobei Alice anfangs in wohlthuemendem Be-

1890

1889

hagen, später in nervöser Erregtheit lachte und lachte und schließlich um Gnade flehte.

Nachdem der Fürst seine junge Frau am ganzen Leibe, von den Haarwurzeln bis zu den rosigten Herzen ihrer Füßchen sorgfältig abgestäubt hatte, küßte er sie auf die Stirne, verbogte sich respektvoll vor ihr und sprach:

— Somit, mein liebes Kind, ist der eheliche Akt vollzogen.

. . . Und Dies währte so fast zwei Jahre lang. Einmal in jeder Woche erschien der Fürst in dem Schlafzimmer seiner Gemahlin mit seinem Staubwedel ausgerüstet und vollzog die eben geschilderte Zeremonie, welcher sich übrigens die Fürstin mit rührender Ergebung unterwarf.

Nach zwei Jahren starb der Fürst und hinterließ seiner jungen Gemahlin seinen Namen und sein riesiges Vermögen.

### III.

Alice betrauerte den Fürsten aufrichtig. Er war ihr ein liebevoller, gütiger Gemahl gewesen; einen solchen wird sie gewiß nie wieder finden. Und warum sollte sie sich denn auch wieder verheirathen? Von dem Einen oder von dem Andern abgestäubt zu werden — was konnte da für ein großer Unterschied sein? Es lohnt sich wohl kaum, deswegen seine Freiheit zu opfern.

Die schöne und reiche Fürstin war bald der Gegenstand zahlreicher Bewerbungen; allein Alice wollte Keinen erhören. Auf vieles Zureden ihrer Tante, welche fand, daß die Fürstin noch zu jung sei, um ohne Stütze zu bleiben, nahm Alice die Huldigungen des Grafen Wendlandt, eines schneidigen Dragoner-Rittmeisters entgegen. Mit seinen breiten Schultern, seinem gewölbten Brustkasten und seinen weißen Zähnen unter dem dichten, braunen Schnurbarte war der Graf ganz der Typus, den wir uns unter einem „fischen, flotten Offizier“ denken. Die Tante musterte ihn sorgfältig vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann mit einem wohlwollenden Lächeln zu Alice:

— Mein Kind! Der wird Dich glücklich machen. Ich verstehe mich darauf.

Gefügig wie immer, reichte Alice dem Grafen ihre Hand. Nach wenigen Wochen fand die Hochzeit statt und da der Rittmeister keinen Urlaub erlangen konnte, unterblieb die Hochzeitsreise und man bezog das kleine Palais, das die Fürstin in der Residenz besaß.

. . . Am Abend des Hochzeitstages saß die junge Gräfin Wendlandt in ihrem Schlafzimmer vor dem Kamin und harrete des ihr wohlbekannten Staubwedels. Ob der Rittmeister das Ding wohl mit derselben Würde und demselben Takte handhaben werde, wie der gottselige Fürst? . . .

Ein kräftiges Pochen an die Thüre riß sie aus ihrer Träumerei.

— Darf man eintreten? rief der Rittmeister.

— Gewiß, ich erwarte Sie ja.

Der Rittmeister trat ein und als Alice ihn erblickte, konnte sie einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken. Welch' ein Aufzug! Der Rittmeister war sehr wenig bekleidet; hätte er seinen Helm auf dem Kopfe behalten, so hätte man ihn für einen jungen Gott aus der Mythologie halten können.

— Verzeihen Sie das Deshabillé, theure Alice! sagte er; ich glaube, daß ich bei einer Wittve doch nicht so viele Umstände machen müßte.

— Und wo haben Sie denn Ihren Staubwedel gelassen? wollte Alice weiter fragen.

Aber dazu fand sie nicht mehr die Zeit . . .

## Büchlige Gedanken.



Die Leidenschaft einer Frau ist ein Gift, das in der Hand eines geschickten Arztes zu einer wohlthätigen Arznei werden kann.

\*

Der Widerstand, den eine Frau an den Tag legt, ist oft nur ein Beweis — ihrer Erfahrung.

\*

Wer die Leidenschaften des Weibes ansrotten wollte, müßte die Frau selbst vernichten.

\*

Die Liebe ist unserem Herzen, was der Sturm dem Meere. Unser Fahrzeug wird hin- und hergeworfen, oft leidet man auch Schiffbruch; — aber ein geschickter Steuermann weiß sich zu helfen.

\*

Man muß die Liebe genießen, ohne erst lange nach Ursache und Wirkung zu forschen. Wer seine Liebe analysirt, der will von ihr geheilt sein. Psyche hat Amor verloren, weil sie ihn kennen lernen wollte.

\*

Nicht eher wirst Du ein Frauenherz gewinnen, als bis Du der Eitelkeit ihren Tribut gezollt.

\*

Die Frage: ob es der Mühe werth sei zu lieben? — ist gerade so thöricht wie die andere Frage: ob man trinken soll oder nicht? Weil Mancher sich berauscht, kann man doch der Menschheit das Trinken nicht verbieten!

Elise.

## Ein Paar Stiefelchen.

Von Desiderius Frosch.

Sie war schön, schön wie ein frischer, heller, sonniger Maientag und elegant wie die Maitresse eines russischen Prinzen. Ihre Gestalt war schlank wie eine Feder, und wenn das dunstige, weiße Spitzenkleidchen einen Theil der Waden blicken ließ, so konnte man sehen, daß die Formen, trotz der Schlankheit, an verführerischer Rundung nichts zu wünschen übrig ließen. Das Antlitz war oval und der Teint von jenem zarten Bernsteinengelb, wie ihn die Spanierinnen aufzuweisen haben; ihre Augen waren groß, schwarz und brannten Einem in die Seele; der Mund war frisch und roth und wenn sie ihn öffnete, wehte daraus ein Hauch von Wollust, welcher alle Sinne in Aufruhr brachte. Sie war eine Frau, um einen



— Eine solche Krankenwärtlerin zu haben: oh, wie gesund ist Das!



— Madame, ich glaube Sie zu kennen . . .  
— Wenn Sie es glauben, glaub' ich es auch.

Hegel oder Kant zu tollen Streichen zu verführen, einen gewöhnlichen Menschen aber vollständig verrückt zu machen.

Am selben Tage, als sie in unserem Hôtel abstieg, wußte ich bereits wer sie sei: Sie war die Maitresse des verwöhntesten Jünglings unserer Aristokratie, des Grafen Alfons, der sich eben bei den Wettrennen in Wien befand und seine Geliebte für einige Tage allein gelassen hatte. Sie kam zum Diner ins Restaurant hinunter, ich saß ihr gegenüber — und war wahnsinnig, wahnsinnig vor Liebe und Begehren. Aber ach, was nützte meine Liebe? Gehöre ich doch keineswegs zu jenen Männern, welche schön geheißt werden.

Sie hatte auch keinen Blick, keinen einzigen für mich, und wenn ich mir den Hals ausreckte und wenn mir die Augen aus den Höhlen traten. Ihre ganze Aufmerksamkeit widmete sie einem jungen Bankbeamten, der schön war wie ein Gott und dumm wie ein Bündel Heu, man nannte ihn auch in der ganzen Stadt „Emil, der Henochs“.

Zu meinem maßlosen Ingrimm mußte ich bald wahrnehmen, wie die schöne Cocotte und Emil immer vertrauter wurden und eines Tages betrat ich sie auf der Treppe dabei, als sie ein Stelldichein für die nächste Nacht verabredeten. Ich war eifersüchtig wie Othello und beschloß, Alles in Bewegung zu setzen, um dieses Rendezvous zu verhindern. Vor Allem baute ich auf die Dummheit des Herrn Emil.

Ich wohnte ihr gegenüber und stellte mich auf die Lauer. Es war Nacht, im Corridor ward es ganz still, ihre Thüre war zugesperrt und vor der Schwelle standen ihre Stiefelchen, ein paar Stiefelchen aus Lackleder mit hohem Kist, hohen Ab-

fägen und kleinen, blinkenden Knöpfen, ein paar Stiefelchen, in welche man sich verlieben konnte, ohne die Eigentümerin zu kennen. Und der Eigentümerin dieser Stiefelchen sollte der blöde Emil . . . ? Niemals! Ich schlich hinaus auf den Corridor. Dort wohnte auch ein alter Major und vor seiner Thüre standen seine Stiefel, Stiefel so groß wie Fabriksschle und daran befanden sich Sporen so breit wie Wagenräder. Man brauchte diese Stiefel bloß anzusehen, damit man heillosen Angst empfinde. Ich nahm diese Stiefel, stellte sie behutsam neben die Stiefelchen der schönen Cocotte, vor deren Schwelle und zog mich dann in mein Zimmer zurück. Es währte kaum eine halbe Stunde, da schlich Herr Emil heran. Er wollte an ihre Thüre pochen, gewahrte aber in diesem Augenblick die Stiefel des Rittmeisters neben den seiner Schönen und er ward bleich vor Schrecken. Kein Zweifel: der Rittmeister befand sich drinnen bei ihr und nahm seine Stelle ein. Er zitterte an allen Gliedern, so ging er ingrinnig vor den Stiefelchen und den Stiefeln auf dem Corridor auf und ab. Er überlegte, ob er nicht dennoch an ihre Thüre klopfen sollte, aber er dachte an den kammibalischen Major, der ihn in Stücke hauen würde und bleiche Furcht beschlich ihn abermals. Der Mensch bot in seiner Furcht und Aufregung ein Bild grenzenlosen Jammers. Da hörte er plötzlich Geräusch: er ließ Alles im Stiche und lief davon.

Kaum war er verschwunden, als ich aus meinem Zimmer trat. Der Lärm kam von der Thüre der schönen Dame. Sie hörte ihn auf- und abgehen, ihre Aufregung wuchs von Sekunde zu Sekunde, er pochte aber nicht und so entschloß sie sich endlich,

auf den Corridor hinauszublicken. Er war verschwunden; ich stand vor ihrer Thüre. Sie war im Deshabille, schön und verführerisch, daß es sich nicht sagen läßt. Als sie mich, nicht aber ihren Anbeter erblickte, wollte sie sich schnell zurückziehen; allein ich stürzte plötzlich in die Kniee und rief voll glühender Leidenschaft: „Madame, ich liebe Sie unendlich und ich sterbe, wenn Sie mich nicht erhören. Ich erschieße mich hier vor Ihrer Schwelle.“ Sie blickte erst erschreckt zu mir nieder, dann bekam sie Mitleid, denn sie war nicht aus Stein. Sie ergriff meine Hand, ich stürzte zu ihr in das Zimmer . . .

Den Schluß erzähle ich Ihnen ein andermal. Heute bin ich vollständig erschöpft.



## aviar-Schnitten.

Vor dem Standesbeamten.

— Es thut mir leid, Jungfer Braut, aber ich kann Sie nicht trauen, denn Ihr Bräutigam ist total betrunken.

— Ach thun Sie es immerhin, lieber Herr; denn wenn er nüchtern ist, will er nicht.

\*

Deutlich.

Jemand irrt kopflos in einem Bahnhof umher.

— Sie suchen die Restauration? fragt ihn ein Beamter.

— Im Gegenteil! erwidert der Andere mit jammervoller Miene.

\*

Galanterie.

Ein Herr und eine Dame sitzen auf der Promenade neben einander. Da erscheint eine Blumenhändlerin mit ihrem Körbchen.

— Eine Rose für die „Gnädige“ gefällig?

Der Herr hört nichts.

— Oder vielleicht lieber eine Nelke?

Da verliert der Herr die Geduld und sagt verdrossen zur Blumenverkäuferin:

— Geben Sie sich weiter keine Mühe, die Dame ist meine Frau.

\*

Freundlich.

Ein Betrunkener rennt Abends bei der Heimkehr auf der Straße einen Laternenpfahl an.

— Servus! ruft er leutselig, — hast Du auch illuminiert?

\*

Eine Unschuld.

Herr Fritz hat heute Jungfer Käthe heimgeführt. Es ist zwei Uhr Morgens, der Hochzeitsball im vollen Gange. Der Bräutigam findet, daß Dies der geeigneteste Augenblick wäre, um zu verdunsten und macht seiner jungen Frau Andeutungen.

— Ach! seufzt Käthe mit einem Mäulchen; — daß doch alle Männer das Nämliche wollen! . . .



## Der Storch.

Ich zog zur Abendstunde  
Hinaus in's stille Land,  
Und kam im Wiesenrunde  
An eines Weihers Rand.  
Was rauscht im Rohr? ist das der Wind?  
Ich bog es fort — und siehe da,  
Was ich da sah:  
Ein zartes Menschenkind.

Was doch im Mondenscheine  
Die Welt für Wunder hat!  
Zum Nachen hat der Kleine  
Ein Wasserrosenblatt.

Und wie ich voller Neugier lug',  
Da rauscht hernieder aus dem Schilf  
Ein Storch — Gott hilf! —  
Ein Storch mit raschem Flug.

„Nun wähle Dir, mein Lieber,  
Dein Elternpaar geschwind.  
Du mußt in's Dorf hinüber  
Noch eh' die Nacht verrinnt!  
Doch sei auch klug und wähle fein!“  
So sprach der Storch bedeutungsvoll,  
„Bedenk', es soll  
Gar ernst das Leben sein!“

Da sprach der kleine Knabe  
Gar wunderklug und klar:  
„Bring' mich als Morgengabe  
Dem besten Elternpaar!  
Dorthin, du Guter, bringe mich,  
Wo wahres Lieben unter'm Dach!“  
Der Storch, er sprach:  
„Das trifft sich wunderbar! . . .“

Im Dorf, beim Morgenrauen,  
Schon lästern Klein und Groß:  
„Ja, ja, da kann man schauen  
Wie Alles sittenlos:  
Beim Schneider heut' ein Knäblein schreit,  
Und 's ist doch kaum ein Vierteljahr,  
Daß Hochzeit war —  
O gottbergell'ne Zeit!“

Paul Barsch.



## Doeh!

Schöne von  
Henry de Welsén.

Es war schon recht spät. Bereits um 11 Uhr Vormittags. Da erhob die kleine süße Mizi sich erst von ihrem weichen, weißen Lager. Gähmend stand sie nun inmitten des Zimmers, kreuzte die vollen Arme über den Kopf und betrachtete lächelnd ihre schöne Gestalt in dem

hohen, bis zur Erde hinabreichenden Spiegel. Dann streckte sie sich behaglich auf dem niederen Divan aus, schlürfte ihre duftende Schokolade, und nun lehnte sie schon wieder den kleinen Kopf mit den lang herabwallenden Locken zurück und begann zu träumen.

Und es mußten gar herrliche Träume sein; denn die liebe Mizi lächelte so süß und ihre Wangen rötheten sich.

Doch nun drehte sie sich gelangweilt um, sah blinzelnd nach der Uhr.

„Mon dieu! bereits halb zwölf und auf eils Uhr hat mich der gute Baron zu einem Stelldichein eingeladen.“

Hastig sprang sie auf, wusch das etwas müde Gesicht, den Hals, die Arme, die schwellende Brust mit duftendem Rosenwasser, und dann schellte sie nach der kleinen, netten Jose, die ihr das reiche, goldglänzende Haar in die modernste Form bringen mußte.

Dann fiel das Nachthemd zu Boden und die süße Mizi bedeckte ihren reizenden, zarten, doch gar lockenden, üppigen Körper mit einem feinen Battisthemd, das mehr sehen ließ als es verhüllte; dann zog sie lange, schwarzseidene Strümpfe an, die die zierlichen, rosigten Füßchen, die weißen, starken Waden bekleideten, und nun nahm sie ein kleines, lustiges Höschen, das vom duftigsten Stoff gefertigt und mit echten Brüsseler Spitzen besetzt war. Hastig schlüpfte sie hinein.

Da, war es nun die Eile, war es Ungeschicklichkeit, ein seltsamer, schriller Ton und in dem kleinen Höschen war ein langer, zweiseitiger Riß, der fast bis zu den seidnen Spitzen

hinabreichte. Aergerlich wollte die kleine Mizi das Kleidungsstück schon wieder auswechseln, da fiel ihr Blick auf die Uhr und feujend behielt sie es an, knüpfte die rosaröthen Bändchen zusammen und sagte beruhigend zu sich selbst:

„Gott, was schadet es groß? — bis zum Abend wird wohl Niemand Gelegenheit haben den Schaden zu bemerken.“

Und sie spannte das elegante Corset über die volle, üppige Brust, zog die weißen, leichten Unterröcke an, nun ein kostbares Spitzenkleid, einen enganschließenden Mantel, setzte einen breitrandigen Hut mit wallender Feder auf das lockige Haar und die kleine Mizi war die eleganteste, reizendste Dame, die man sich nur denken kann.

Kokett betrachtete sie sich noch einmal im Spiegel, nickte ihrem eigenen Bilde schelmisch zu, und nun schritt sie lächelnd zur Thür hinaus, auf der reich belebten Straße dahin. — —

\*

Der Herr Baron wartete schon über eine Stunde in dem langweiligen Café, hatte schon alle Journale, den „Caviar“ durchgeblättert, war sehr ungeduldig geworden, doch als er nun die reizende Mizi sah, tief in ihre dunklen, sinnbethörenden Augen blickte, die zarten Händchen zwischen seinen Fingern hielt, den hübschen, lockenden Mund unbemerkt küßte, da erhellte sich sein finster gewordenes Gesicht und nicht der leiseste Vorwurf kam von seinen Lippen, sondern er meinte nur bewundernd:

„Mizi, Du bist heute schöner denn je!“ — —

Es war ein gar herrlicher Tag, die Sonne schien warm; die Blumen und Bäume blühten und dufteten, die Vögel sangen in den grünen Zweigen, und die liebe Mizi fuhr mit dem jungen Herrn Baron im weiten, schönen Park spazieren, war ausgelassen lustig, scherzte und lachte und plauderte.

Dann kehrten sie in irgend einem nahen Dorfe ein, tranken Milch, aßen schwarzes Brod mit ganz gewöhnlichem Käse — und doch schmeckte es gar prächtig.

Ja, fast besser als das Souper, das sie bald darauf im feinsten Hôtel der Stadt hielten und wobei der Champagner schäumte. — —

Der Herr Baron war ein gar feiner Herr, hielt ein großes Haus trotz seines Junggesellenlebens, und sie tranken den Kaffee in seiner eleganten Wohnung, saßen dicht nebeneinander auf dem schwellenden Divan, schlürften den starken Trank, sahen sich schelmisch an, scherzten, lachten, plauderten, küßten. — — —

Es ist ja gar so reizend, mit einem galanten, jungen Herrn allein beisammen zu sein.

\*

Abend war es geworden. Die kleine süße Mizi war soeben vom Herrn Baron nach Hause gekommen, um sich zum Theater umzukleiden. Nun lag sie ein wenig ermüdet auf dem weichen Sopha, sah gelangweilt zur rothen Ampel empor.

Da kam die nette Jose, brachte ein Paket, das soeben abgegeben worden, bestellte eine Empfehlung des Herrn Barons.

Hastig nahm Mizi es in Empfang, löste die Umhüllung, las:

1890

1889

„Liebe Mizi! Empfange Dies, bitte, als einen Beweis meiner Aufmerksamkeit.“

Und nun hielt sie ein elegantes, leichtes, spizenbesäumtes Höschen in der Hand.

Da lächelte die liebe Mizi, flüsterte leise „Doch!“ und ein wenig verschämt erröthend legte sie das neue Höschen zur Seite.

### Liebestraum.

Er saß an feischer Quelle  
Und sang ein frohes Lied.  
Es wackelte  
Und fackelte  
Vor ihm der hohe Ried.

In lempesfel'ger Wonne  
Bald war er eingeträumt,  
Er lächelte;  
Ihn fächelte  
Ein Halmchen, weidgesäumt.

Er fühlte süße Küsse  
Von holdem Mädchenmund  
Und schmeichelte  
Und streichelte  
Am Ried die Hand sich wund.

Da floh das holde Mädchen  
— Das Traumbild — von ihm fort.  
Er schauerte;  
Es kauerte  
Dafür sein Weib jetzt dort

M. K.



### Abgeblitzt.



— Sie gefallen mir, mein Herr, Sie haben das richtige Schwiegersohn-Gesicht.

— Und Sie, Madame, das richtige Schwiegermutter-Gesicht! Welch' ein Glück, daß wir uns noch rechtzeitig erkannt haben!

## Madame Lupar.

(7)

Roman von Camille Lemonnier.

Sie hatte mit einer Freundin dejeuner; diese war sehr erregt in Folge einer heftigen Szene, die ihr Gatte ihr gemacht hatte. Aber endlich schien sie sich beruhigt zu haben; Madame Lupar glaubte schon, daß Alles wieder gut wäre, als ihre Freundin plötzlich aus ihrer Tasche ein Fläschchen hervor- zog und dessen Inhalt leerte. Man war genöthigt, einen Arzt zu holen; sie war zwei Stunden lang wie todt geblieben; dann hatte das Gegengift gewirkt. Jetzt sei sie gerettet. Madame Lupar hatte sie soeben verlassen.

— Wie? Bertha? . . . rief Isidor.

Sie legte einen Finger auf seinen Mund.

— Still! Nennen wir keinen Namen.

Die Damen, die sich alle erhoben hatten, um ihr entgegen zu gehen, und sie neugierig umringten, wollten jetzt, von Interesse für das Unglück ihrer Freundin ergriffen, nicht aufhören zu fragen: Was hatte ihr Mann ihr zum Vorwurf gemacht? Hatte sie sich vergessen? Wie alt ist sie? Häßlich oder hübsch? Und sie antwortete ihnen ruhig, ohne sich zu beeilen, nicht im Geringsten in Verlegenheit gebracht von den Blicken, die sie verschlangen.

Dann erbat sie sich einen Augenblick Nachsicht, um sich umzukleiden und erschien bald darauf in einem hübschen Hauskleide.

Mit einem Ausrufe der Bewunderung seitens der Männer begrüßt, nahm sie inmitten einer Gruppe Platz, die allmählig das unterbrochene Gespräch wieder aufnahm.

— Die Damen begannen sich zu langweilen, pläzte Lupar während einer Pause heraus.

Doch sie stellten es laut in Abrede. Er aber beharrte dabei.

— Oh! Sie sind zu höflich, um es zu gestehen.

Ein lauter Glockenton machte diesem Höflichkeitsaustausch ein Ende. Die barsche Stimme Cadors ertönte im Vorjaale.

— Wenn sich nur Cadie diesmal nicht wieder verspricht! sagte Madame Paradis, von einem neuerlichen Heiterkeitsausbruche geschüttelt.

Madame Lupar war schon einmal genöthigt gewesen, die Magd auszuschelten, weil sie den Namen Cadors' häßlich entstellte hatte.

Und plötzlich erschien ihr dieses Gesicht im Rahmen der Thüre; sie bewegte die Lippen und stammelte:

— Herr und Frau Ca . . . . .

Ein wüthendes Gelächter verschlang den Rest des Namens; und sie wackelte in die Küche, laut auflachend, sich mit der Hand auf den Bauch schlagend und krampfhaft hüstend, indeß Madame Cadors, ganz allein, mit gerunzelten Brauen, in gereizter Stimmung eintrat und der Bureauchef, sich mit einer komischen Geste gegen den Korridor wendend, ausrief:

— Sag' doch Cacador rund herans, dickes Vieh!

Madame Lupar entschuldigte sich, sichtlich verlegen: sie würde diese Unverschämte sofort aus dem Dienste jagen, wenn sie ihrer heute Abend nicht bedürfte. Im Salon dauerte die Heiterkeit fort; Frau Joé Paradis, deren Busen aus dem Nieder geschlüpft war, wäre beinahe in Ohnmacht gefallen;

selbst Paradis, sonst immer so gemessen, trocknete sich die Augen mit seinem Taschentuche; Manique machte eine komische Grimasse; und nur Madame du Tillenul preßte, von dem Gefühle ihrer Würde zurückgehalten, ihre dünnen Lippen zusammen.

Man rückte auseinander, aber es waren zu wenig Sessel da; Cadot fand nur mehr ein Tabouret, auf dem er sich verdrossen niederließ.

— Wenn man nur zehn Stühle hat, läßt man nur zehn Personen ein, brummte er.

Ueberdies quälten ihn die Leibschmerzen und er gestand der Madame Paradis, daß er seinen Lustpolster hätte mitbringen sollen; Kosart, der ihn durch sein Monocle betrachtete, fragte ihn plötzlich, ob er Niemanden konsultirt habe.

— Wen denn, die Aerzte? versetzte Cadot. Ich habe deren mehr als zwanzig, mehr als fünfzig konsultirt. Ich habe sie alle konsultirt! Diese Quacksalber!

Da wandte sich Chouquet zu ihm und, den Damen seine Pastillen anbietend, schlug er ihm ein auf der vierten Seite der Zeitungen angekündigtes Mittel vor. Doch darüber gerieth Cadot in Zorn: er hatte es mit allen versucht, aber keines habe genügt.

Madame Lupar, die für einen Augenblick hinuntergegangen war, um Cadie zu Lieblosen und den Aufguss des Thees zu überwachen, kam jetzt mit strenger Miene zurück. Die dicke Magd folgte ihr, kirschroth, mit Thränen in den Augen, sich des begangenen Vergehens schämend, und stellte eine große Platte, die sie in den Händen trug, auf einen kleinen, mit feinen Porzellantöpfchen und Sandwichestellern beladenen Tisch.

Dann machte sich Léonie daran, den Thee einzugießen; Madame Kosart und Zoé wollten ihr um jeden Preis dabei helfen und während die Eine die Sandwiches herumreichte, streckte die Andere ihre Arme über die Sesselreihen und bot die mit der gelben Flüssigkeit halbgefüllten Schälchen den Gästen an.

Dieser Trunk belebte die seit einigen Augenblicken stockende Unterhaltung wieder. Die um den Tisch versammelten Damen mit ihrem Geslüster und ihren lebhaft gestikulirenden Händen bildeten jetzt eine von den Herren abge sonderte Gruppe.

Die Herren hatten sich in das Speisezimmer zurückgezogen; mehrere standen vor dem Ofen und wärmten sich den Rücken; nur Paradis, Desensants und Manique saßen — wie immer — im Winkel. Nur Kosart und der Chevalier Günther waren im Zirkel der Damen geblieben; der Letztere saß neben Madame Kosart, während der Bureauchef in die Betrachtung des reichen Busenschages der Madame Paradis versunken war.

Doch diese ehrbare Familienmutter schien es gar nicht zu merken, daß das gläserne Auge des Herrn Kosart in ihrem Nieder forschte. Hier wie überall galt ihre ganze Sorge ihren Kindern; sie sprach von ihren Niederkünften, von den Eigen thümlichkeiten ihrer Schwangerschaften, von den verschiedenen Phasen des Kinderstillens mit der ruhigen Schamlosigkeit einer Amme, dabei Ausdrücke gebrauchend, über welche Madame du Tillenul, die kinderlos blieb, scandalisirt war.

— Als ich mit meinem Zweitjüngsten im fünften Monate schwanger ging, bekam ich in Folge eines Schreckens Krampfanfälle. Denken Sie sich, ein Hund war mir zwischen die Beine gelaufen. Mein Mann fürchtete schon eine Fehlgeburt. Ich hatte früher einmal, ebenfalls in Folge eines Schreckens, eine Fehlgeburt gemacht. Aber diesmal hatte die Sache weiter keine Folgen. Mein Fridolin kam ganz leicht zur Welt und ist ein prächtiger Junge. Jetzt will ich meine Christine entwöhnen, denn ich bin schon wieder . . .

— Wie, schon wieder? rief Madame Lupar.

— Ja, seit drei Monaten, erwiderte Zoé mit ihrem frohen Lachen.

Ein Erbeben ging durch die ganze Gesellschaft.

— Ich finde Herrn Paradis ganz außerordentlich, bemerkte Madame Kosart zu dem Chevalier Günther, indem sie diesem einen funkelnden Blick zuwarf und mit der rosigten Zungenpitze sich die Mundwinkel leckte.

Zu diesem Augenblicke erschien Herr Lupar in dem Frauenzirkel und sagte, mit aufgeräumter Miene, zu seiner Frau gewendet:

— Nun denn, mein Hühnchen, was sagte ich Dir? Polomé, dieser Polomé . . .

Sie blickte ruhig zu ihm hinüber und fragte:

— Was denn, mein Freund?

— Die Herren haben mir soeben die Neuigkeit erzählt. Er ist es ganz entschieden . . .

— Ah wirklich! Erzählen Sie uns Das, rief Madame Kosart heiter und allezeit empfänglich für kleine Skandalgeschichten.

Herr Lupar richtete sich stolz auf und sagte:

— Es scheint, daß Bouvard sich neulich nicht getäuscht und wirklich Frau Polomé eines Abends mit einem Offizier gesehen habe. Aber jetzt ist's wieder ein Anderer, ein Notars-Gehilfe, wie man erzählt. Sie sind mit einander durchgegangen und Polomé verlangt die Scheidung.

Madame Kosart schlug die Hände zusammen.

— Aber das ist ja sehr ergötzlich, wissen Sie? Also sie hatte deren zwei! Meiner Tren, die hat es schön getrieben! Was denken Sie, Herr Chevalier?

— Ich denke, Madame, daß Sie eine anbetungswürdige Frau sind . . .

Der Rest verlor sich in dem Jächer, mit welchem sie ihn auf den Mund schlug.

Eine allgemeine Erregung gab unter den Damen sich kund.

— Das ist eine Infamie! erklärte Madame du Tillenul. Léonie versuchte, die Schuldige zu vertheidigen.

— Vielleicht hat Polomé sie nicht gut behandelt. Man soll nicht so schnell verdammen . . .

— Ich beschuldige sie gar nicht, rief Madame Kosart. Im Gegentheil: ich gebe ihr Recht.

— Mit Verlaub, Madame Polomé hatte zwei Kinder, warf Herr Lupar ein.

Diese Erklärung machte Léonie nachdenklich.

— Das ändert die Sache, sagte sie ernst. Eine Mutter soll ihre Kinder nie verlassen. Das Betragen dieser Person ist nicht zu entschuldigen.

(Fortsetzung folgt.)